

Meine Leute sind keine Opfer

Von Karin Grossmann

Der Dresdner Herbert Lappe erzählt wie keiner sonst von jüdischer Geschichte und Alltagserfahrung und bringt Schüler zum Staunen.

Jude, Holocaust, deutsche Schuld, das ist die landesübliche Reihe, und Herbert Lappe könnte die Stichwörter alle in Anspruch nehmen als Erfahrung für sich und seine Familie. Aber er fädelt eine ganz andere Gedankenkette, als er an diesem Tag seinen Laptop aufklappt. Der Gong der Dresdner Fachoberschule schlägt kurz nach zwei. Die Aula füllt sich schnell mit Jeans und Kapuzenshirts. Die Halbwüchsigen kennen sich aus mit Geschichte. „Ich hab mal eine Arbeit geschrieben über Juden in Indien“, erinnert sich Michelle Nippgen aus der zwölften Klasse. Im Ethikunterricht hatten sie jüdische Religion. Einen wie Lappe hatten sie nicht.

Er greift zum Mikrofon. In den ersten Sätzen hüstelt er etwas. Regelmäßig hält er Vorträge zur jüdischen Geschichte. Und doch ist er aufgeregt. In den Holzstuhlreihen sitzen ungefähr sechzig Schüler. Die Reaktionen sind nie vorherzusehen. Es ist schon passiert, sagt Sabine Könnicke, die Lehrerin, dass sie sich fremdschämen musste. Als Lappe zum Vortrag in der Sächsischen Schweiz war, stand ein Streifenwagen vor der Tür. Auf Schulhöfen ist Jude wieder als Schimpfwort zu hören: du Jude, du. Kinder spüren, wie sie Erwachsene provozieren können. Vielleicht spricht es für die Gesellschaft, dass sie so was als Provokation empfindet. „Ich neige nicht dazu, hinter jedem Furz Antisemitismus zu wittern“, sagt Herbert Lappe im Gespräch. „Andere haben das Misstrauen zum Beruf gemacht und leben davon.“

Lappe trägt locker einen Pullover über der Hose; Äußerlichkeiten interessieren ihn nicht. Das dunkellockige kurze Haar hat einen grauen Schimmer. Eine tiefe Falte gräbt sich zwischen die Augenbrauen über der Brille. Herbert Lappe ist 68. Er kam in London zur Welt. Die Eltern hatten sich in der Nazizeit dort kennengelernt und Asyl gefunden. Anders als Verwandte und Freunde zogen sie nach Kriegsende nicht nach Israel oder Amerika. Sie glaubten, dass eine sozialistische Demokratie ausreichend Schutz bieten würde vor neuer Verfolgung. In der DDR besaß Herbert Lappe einen britischen Pass. Genützt hat es nichts, ein Recht auf Reisefreiheit war auch für ihn nicht vorgesehen.

Trotzdem war etwas anders als bei anderen. Als Kind bekam er im Winter zweimal Geschenke, zu Weihnachten ein paar mehr als beim Chanukka-Fest. Er trug früher als seine Mitschüler einen der begehrten Westregenmäntel, die Natoplane, und er besaß die schöneren Briefmarken aus Übersee. „Das war eine feine Sache, da fühlte man sich als was Besonderes.“ Zeitig lernte er die Kehrseite kennen. Als er sich für den Kreuzchor bewerben wollte, schüttelte der Vater abwehrend den Kopf: christliche Lieder singen? Herbert Lappe sang dann in den Sechzigern und Siebzigern bei der Dresdner Gruppe „Pasaremos“ und in der Folkloregruppe der TU: „Und darum trägt unsre Welt heut ein neues Gesicht ...“

Doch davon wird er in der Aula nicht reden. Er stellt sich nicht hin als Beispiel für irgendwas. Der Jude in der DDR? Jeder besteht auf eigener Erfahrung, warum sollte das bei ihm anders sein. „Ich

beanspruche nicht, recht zu haben.“ Und außerdem: Wann ist einer Jude? Können Juden Deutsche sein? Wann ist einer Deutscher?

Solche Fragen stellen zwei junge Leute mit Punkfrisuren auf der Leinwand. Damit beginnt der Vortrag. Die Antworten holt Herbert Lappe aus der Geschichte. Dabei erzählt er die Geschichte seiner Familie mit, geht weit zurück in die Bibel und dann bis ins Jahr 1752, bis zur Geburt eines Michael Salomon Freyhan aus Breslau. Von dort stammen seine frühesten Dokumente. Als Schwiegersohn kam ein Mann namens Lappe ins Haus. Hin und wieder plaudert der Vorfahr auf der Leinwand aus seinem Porträt in jiddischem Tonfall mit bemerkenswert lebendigen Mundwinkeln. Herbert Lappe treibt seine technischen Spielereien weiter, als mancher vermutet.

Von seinem Vater hatte er eine Schachtel mit Papierkram bekommen. „Mich interessierte nicht der Stammbaum; ich will wissen, wie die Leute lebten.“ Manchmal wurde er in Kirchenbüchern, Archiven und Bibliotheken fündig und manchmal nicht. „In Geschichtsbüchern werden nur die erwähnt, die zu Wohlstand kommen.“ Einer wie Freyhan zum Beispiel. Er steht auf Platz 16 einer Liste, die alle in Breslau zugelassenen Juden verzeichnete.

Lappe spielt ein Stück Marseillaise ein. Mit der Französischen Revolution kam die Idee in die Welt, dass alle Menschen gleich geboren werden und gleich bleiben. Das sollte auch in jenen Gebieten gelten, die Napoleon besetzte. „Manchmal ist mir Napoleon richtig sympathisch“, sagt Lappe. Er lässt Friedrich den Zweiten einreiten, denn in Preußen galten Juden früher als anderswo als gleichberechtigte Staatsbürger. „Das neue Gesetz wurde nicht aus Humanitätsgründen erlassen“, sagt Lappe. „Juden waren nützlich. Sie waren oft besser gebildet, kaufmännisch geschickter und finanztüchtiger als andere.“ Das galt auch für Freyhan, den Vorfahr, „Jouvelier“ von Beruf.

Mit seinem Tod vererbte sich sein Listenplatz an den Nächsten, von dort an den Übernächsten. „Und das ging so weiter wie bei ‚Schrapf hat den Hut verlor‘“, sagt Lappe. Einige Schüler grinsen. Erstaunlicherweise tragen sie keine Ohrstöpsel und reden auch nicht mit dem Smartphone. Die meisten hören interessiert zu. Nebenbei lässt sich ein Mädchen ein Zöpfchen ins Haar flechten. Das stört nicht weiter.

Für Michelle Nippgen, die Schülerin, ist Judentum eine Religion und „auf jeden Fall eine Minderheit in Deutschland“. „Schade“, setzt sie hinzu. Dass höchstens die Hälfte aller Juden in der Welt religiös sind, erstaunt sie. Das geht nicht nur ihr so. Ein Dokfilm, der kürzlich in der Jüdischen Gemeinde in Dresden lief, zeigte eine herzliche Ahnungslosigkeit. Bei einer Umfrage schätzten junge Leute den Anteil von Juden in der bundesdeutschen Bevölkerung nicht auf 0,2 Prozent, sondern zehn. Unter den Einwanderern vermuteten sie vor allem Amerikaner. Das Wort „Kontingentjuden“ sagte ihnen gar nichts.

„Das Thema Judentum ist zwar oft in den Medien“, sagt Sabine Könnicke, die Lehrerin, „aber das Wissen vieler Schüler bleibt doch an der Oberfläche. Wenn es diffuse Vorbehalte gibt, dann kommen sie aus dem Nichtwissen.“ An der Dresdner Fachoberschule auf der Gerokstraße steht jüdische Geschichte im Lehrplan.

Herbert Lappe soll die Rolle des Türöffners spielen. „Ich bitte die Geschichtslehrer um Gnade, wenn ich Jahrhunderte im Eildurchgang zusammenfasse.“ Er zeigt das braun getönte Foto einer dicken, gutbürgerlichen Großmutter, wie es das genau so in vielen Familienalben gibt. Als sie heiratete,

erklang ein Liebeslied von Donizetti. Die Juden, von denen Lappe nun spricht, sind Teil der Gesellschaft. Sie gründen Fabriken und Warenhäuser, arbeiten als Arzt oder Wissenschaftler. „Meine Leute, die Juden, waren keine Opfer“, sagt Lappe, „jedenfalls nicht nur.“ Er wehrt sich gegen eine „weinerliche Geschichtsschreibung“.

Lappes Großvater eröffnete eine Anwaltskanzlei in Chemnitz. Sein Vater wurde nach dem Krieg Professor für Elektrotechnik und Ehrendoktor jener Hochschule, die ihm als Juden das Studieren verwehrt hatte. Die eigenen Lebensstationen reißt Herbert Lappe nur an: nach Studium und Promotion Arbeit als Elektroingenieur, zuletzt im Reglerwerk Dresden, nach der Vereinigung Arbeit als technischer Unternehmensberater, zuletzt bei VW. Vorträge hält er zum Beispiel über die Architektur von Synagogen. Im Vorstand der Jüdischen Gemeinde war er maßgeblich beteiligt am Bau der Synagoge in Dresden.

Heute geht er selten ins Gemeindehaus. Den Grund deutet er im Gespräch an: „Die Juden sollten sich in der Öffentlichkeit so zeigen, wie sie hier leben, und keine religiöse Welt vorgaukeln. Die gibt es für die meisten von ihnen nicht.“ Nach dem Zuzug aus Ländern der Sowjetunion ist die Dresdner Gemeinde zwar von 60 Mitgliedern 1989 auf mehr als 700 Mitglieder gewachsen. Doch manchmal fehlen selbst jene zehn Männer, die nötig sind, damit beim Gottesdienst aus der Thora gelesen werden kann.

Von religiösen Bräuchen ist im Vortrag nicht die Rede. Herbert Lappe feiert manche manchmal, auch wenn er nicht gläubig ist. Judentum ist für ihn – ja was? Tradition? Folklore? Geschichte? Vor allem wohl das Gefühl einer Zugehörigkeit. „Je älter ich werde, desto bewusster wird mir: Dahinein bin ich geboren.“ Er sagt, dass er sich als Glied einer Kette sieht, die noch vor Michael Salomon Freyhan begann. Ketten können zur Last werden, auch das weiß er.

Den Schülern in der Aula erzählt er jetzt von den Freiwilligen im Ersten Weltkrieg, 10 000 Juden hatten sich begeistert gemeldet. Einer der Lappes brachte es bis zum Leutnant. „Selbst mein sonst so pazifistischer Vater war stolz darauf.“ In ihrem Nationalismus standen die jüdischen Männer anderen nicht nach. Im Gespräch sagt Lappe einen Satz, der ziemlich verstören kann. „Wären die Nazis nicht antisemitisch gewesen, wären Juden auch Nazis geworden.“ Juden, sagt er, sind nichts Besonderes. Der Stolz auf die Briefmarkensammlung bleibt eine Kindheitserinnerung.

In der Chronologie des Vortrags müsste nun der Holocaust kommen; Jude, Opfer und deutsche Schuld, die landesübliche Reihe. Der 27. Januar ist Holocaust-Gedenktag in der Bundesrepublik. Die Rote Armee hatte am 27. Januar 1945 Überlebende des KZ Auschwitz-Birkenau befreit. Lappe aber sagt: „Ich erspare Ihnen die NS-Zeit. Davon wissen Sie wohl genug.“ Über die Leinwand laufen kurze Texte: Gesetze, die die Nazis gegen Juden erließen. Noch eins und noch eins, das endet überhaupt nicht, eine beklemmende Wirkung. Als würden sechzig Schüler die Luft anhalten.

Als Herbert Lappe von der Nachkriegszeit erzählt und ein Foto von Neonazis zeigt, klingelt es. Irritiert schaut er um sich. Hat einer das Handy an? Plötzlich öffnet sich auf der Leinwand ein Mailfach. Sohn Jakob will mit dem Vater sprechen. Herbert Lappe drängelt sich schnell durch die Reihen zum Laptop, es ist ihm offensichtlich peinlich. „Du störst“, schreibt er dem Sohn, „halte grad einen Vortrag.“ „Wo denn?“ „In einer Schule in Dresden.“ „Ach, die armen Schüler.“ So geht es kurz hin und her. Die Schüler schauen fassungslos. Dass einer mitten im Vortrag chattet, das hatten sie noch nicht. Sohn

Jakob scheint ein Engagierter zu sein. Er erzählt dem Vater, was er von rechten Aufmärschen hält. Die belehrenden Worte, die der Vater vermied, kommen vom Sohn. Dass das Ganze nicht live passiert, ahnt mancher erst ganz zuletzt.

Herbert Lappe fasst den Vortrag zusammen, beantwortet Fragen nach seiner Familie, nach der Polizei vor der Dresdner Synagoge, nach der Religion. Michelle Nippgen und die anderen Schüler klatschen. Einer sagt im Vorbeigehen: „Das mit dem Sohn, das war klasse, ich hätte es beinahe für echt gehalten.“ Ein anderer fragt nach Tipps für die Familienforschung. Sabine Könnicke, die Lehrerin, sagt: „Ich denke, die Schüler haben viele Fakten mitgenommen, aber die psychologische Wirkung ist genauso groß. Wenn sie rausgehen und sagen: Der Jude war okay, kann uns kaum etwas Besseres passieren.“